

(Nachdruck verboten.)

1) Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.
I.

Es war am Tage nach dem Besuche der Königin im Ostende von London. In Whitechapel flatterten lustig die Fahnen und Mile End hatte sich in seiner ganzen Ausdehnung mit bunten Bannern und Guirlanden aus roten, gelben, grünen und blauen Papierblumen geschmückt. Es war erst gegen sieben Stunden her, daß ihre Majestät von vielen Bewohnern des Westend, die, um den Zug der Königin zu sehen, hierher nach dem London Hospital und den großen Brauereien gekommen waren, enthusiastisch begrüßt worden war. Das Hurrageschrei der Studenten der Medizin hallte noch in der Luft wieder und der Duft des Parfüms, mit dem die reichen Brauergattinnen und Doktorstöchter ihre Taschentücher begeben hatten, stieg zum Himmel empor. Zeitungs-Reporter waren eifrig an der Arbeit, Einzelheiten und kleine Vorfälle, die jetzt noch über den Zug der Königin bekannt wurden, für die Montags-Zeitungen ausfindig zu machen, und Künstler waren in voller Arbeit, Bilder von Whitechapel, wie es sich im Jubiläumsjahre dem Auge des Beschauers bot, für die illustrierten Wochenchriften zu entwerfen. Davon wollte jedoch niemand sprechen, daß, als der Zug Ihrer Majestät schon sein Ende fast erreicht hatte, sich in die schwachen Weisallrufe auch das Rischen der Stammgäste der berüchtigten „Slums“ (Schlafhöhlen) mischte; niemand wollte davon hören, daß die Menge, die vor dem „Volkspalast“ stand, ein mürrisches, unheilverkündendes Aussehen hatte, das recht gut auf eine für die nächsten Jahre drohende Gefahr schließen ließ. Unbestimmt um die zerlumpten Männer, hungrigen Weiber und kleinen schmutzigen Kinder hatten sich die Damen, die die Königin begleiteten, schmachend in die Sissen ihres Wagens zurückgelehnt, und sie wie ihre Gatten, die blasierten Besucher des Hyde-Park und der Klubs, die ihre Damen nach dem „Volkspalast“ begleitet hatten und nachlässig auf das Volk heruntersehen, wurden von den Zeitungsschreibern ob ihrer Menschenfreundlichkeit gerühmt, mit der sie das Volk mit dem Segen ihrer Gegenwart beglückten; Künstler stellten sie als selbstlose Damen und Herren dar, die es über sich gebracht hatten, das Vergnügen eines ganzen Nachmittags zu opfern, um den Augen schlecht bezahlter Männer und überarbeiteter Frauen den Anblick ihrer glänzenden Cylinder und prächtigen Hüte zu bieten.

Es war an einem Sonntagvormittag gegen elf Uhr, und die Glocken der Kirchen und Kapellen mahnten das Volk, die Erde zu vergessen und sich an den Himmel zu erinnern.

In einer Querstraße der Commercial Road waren die Thüren einer den Methodisten gehörigen Kapelle weit geöffnet. Auf den steinernen Stufen, die zum Eingang hinauf führten, stand ein schwarz gekleideter Herr. Er beobachtete das Kommen der Gemeinde und war bereit, falls etwa ein Fremder an dem „Morgengottesdienst“ teilnehmen wollte, ihm einen Platz anzuweisen, auch verteilte er Bibeln und Gesangbücher und gab auf die jüngeren Glieder der Gemeinde acht, die bisweilen Rüsse und Äpfel mit in den Gottesdienst brachten.

Die Kapelle war viereckig und im Rohbau aufgeführt. Die Wände waren weiß getüncht, die Thüren schwarz gestrichen. An der Wand, welche den Stufen gegenüber lag, hing zwischen den Thüren ein Kalender. Nur eine Bedingung, so stand auf dem Almanach, wurde zunächst denjenigen gestellt, die die Absicht hatten, Methodisten zu werden, und zwar die „von dem Wunsche beseelt zu sein, dem kommenden Strafgericht zu entgehen und ihrer Sünden ledig zu werden“. Sünden, die dies wollen, werden als Mitglieder aufgenommen; sie werden als der „Methodisten-Gesellschaft“ zugehörig eingetragen; es ist dies eine Gesellschaft von Menschen, die im Besitze des Scheines nach der wahren Kraft der Gotteseeligkeit streben, die sich zu gemeinschaftlichem Gebete zusammen gethan haben, um das Wort der Ermahnung zu empfangen und die über einander in Liebe wachen, daß einer dem anderen helfen kann, an seinem Werke der Erlösung zu arbeiten.“

Der Herr, der am Eingang zur Kapelle stand, war in seinem Berufe ein Kellner und in der Gemeinde sehr gut

bekannt. Die Gemeindeglieder, welche lachend und plaudernd durch die Thür schritten, grüßten ihn und begaben sich dann auf ihre Plätze. Von außen war die Kapelle häßlich, innen aber geradezu abgheulich. Längs der Nord-, Süd- und Ostseite lief in halber Höhe zwischen Fußboden und Decke eine Galerie entlang. In der Westseite befand sich das Orgelchor mit einigen Sitzeihen für die Sänger. Unterhalb des Orgelchors lag die Kanzel, die mit Armsessel, Kissen und Fußbänken ausgestattet war. Zwei Treppen, deren Stufen mit hellem, blauem Samt belegt waren, führten von der Kanzel in das Schiff der Kapelle hinunter. Unterhalb der Kanzel standen der Abendmahlstisch und der Taufstein, auch war da eine Thür, die nach der Sakristei führte. Die Kapelle faßte fünfhundert Personen, aber an diesem Sonntagvormittag mochten wohl nur gegen zweihundert Männer, Frauen und Kinder zur Andacht gekommen sein. Diese zweihundert Gläubigen waren wohl genährt und gut gekleidet, heiter und mit sich zufrieden sahen sie aus, wie dies ja auch Leute thun müssen, die sich in einem „Gnadenzustande“ befinden, die wissen, daß, was auch immer den „Unerlösten“ begegnen möge, ihre eigenen Seelen „gerettet“ sind.

Unter dieser selbstgefälligen kleinen Gemeinde erschien plötzlich ein Mann in zerlumptem Anzuge und mit eingeschlagenem Gute. Als er an dem Kellner vorbeiging, warf dieser ihm argwöhnische Blicke zu, als vermutete er in seiner Tasche Schießpulver und in seinem Gute Dynamit. Als er die Kapelle betrat, sahen ihn die antwortenden Männer scharf an und die Frauen rückten zur Seite. Auf eine dicht unter der Kanzel stehende Bank schritt er zu und blieb dort eine Minute lang stehen. Seine Hosen waren aus Varchent und oben an den Knien mit Taufäden zusammengebunden. Der lange, weite Rock, den er trug, war mit Sackleinwand, Stücken von Leder, baumwollenen Fliesen und Luchsegen ausgebeffert. Sein Hemd war ohne Priesen, ein Stragen war auch nicht mehr daran. Um den Hals hatte er einen Flanellappen geschlungen, den er wohl auf irgend einem Müllhaufen gefunden haben mochte, und seine Füße zierten ein paar alte Stiefel, die ihm wahrscheinlich ein gutmütiger Lumpensammler geschenkt hatte. Sein Gesicht war aufgedunsen und er sah aus, als ob er in diesem Leben nichts mehr zu hoffen hätte und ihm seine äußere Erscheinung auch ganz gleichgültig wäre. Infolge des Trinkens zitterten seine Hände und seine Beine hatten keinen festen Halt mehr. Er setzte sich nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, so daß der Kellner, der ihm in die Kapelle gefolgt war, sich gar nicht erst die Mühe gab, ihm eine Bibel oder ein Gesangbuch anzubieten.

Nachdem zehn Minuten vergangen waren, that sich die Sakristei-Thür auf, und die Geistlichen betraten den durch ein Gitter umgebenen Raum, in dem der Abendmahlstisch stand. Sie stiegen die Treppe hinauf, die zur Kanzel führte. Der ältere, Mr. Reek, that dies mit raschen Schritten, während Mr. Stry, der zweite Geistliche, ihm bedächtig folgte. Ein lebhafter Geist beseelte Mr. Reek; Mr. Stry hingegen war es noch nicht geglückt, die Erfahrungen, die er im Leben gesammelt hatte, mit seinen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen; er war magenleidend.

Es sah fast so aus, als hätte man diese beiden Geistlichen nur aus dem Grunde erwählt, mit einander zusammen zu arbeiten, um den Augen, wenn nicht auch dem Geiste ihrer Gemeinde den vollständigen Gegensatz, den sie zu einander bildeten, vorzuführen. Mr. Reek war von großer Figur, breitschulterig und kräftig gebaut; er hatte dunkles Haar, das jedoch seine Stirn frei ließ, und sein Gesicht umrahmte ein dichter Schnurr- und Backenbart von schwarzer Farbe. Seine Augen blinzelten, und wäre nicht auch Mr. Stry zugegen gewesen, so hätte man ganz gut glauben können, daß er es sich zu schulden kommen ließe, auf der Kanzel Verse zu machen. Seine Gebete bestanden in Danksagungen, in Benedicungen des Allmächtigen, der die Erde zu einem solch schönen Aufenthalte für ihre Bewohner gemacht habe, der da versprochen habe, irdische Freude in himmlische Wonne zu verwandeln. Er dankte Gott für „Schöpfung, Erhaltung und alle Segnungen dieses Lebens“, ganz besonders aber für das schöne Geschenk der Erlösung, nämlich des ewigen Glückes, welches seine Diener nur dankbar

anzunehmen brauchten, ohne daß sie es nötig hatten, sich dessentwegen viel anzustrengen.

Mr. Strj war groß gewachsen, hager und von edigen Formen. Sein Gesicht war durch Blatternarben entstellt. Sein rötliches Haar stand fast aufrecht und sein ebenfalls rötlicher Bart lief in eine scharfe Spitze aus. Mr. Strj schmeichelte seinem Gotte nicht. Er erinnerte ihn an seine Pflichten und beschwor ihn, die Schale seines Hornes über alle, aber nur nicht über das auserwählte Volk auszusüßten, alle, aber nur nicht seine Erwählten, zu strafen. Die Schlechtigkeit der Völker, die Verderbnis der menschlichen Natur waren die Hauptpunkte seiner Predigten, und dringende Bitten an den Allmächtigen, daß er nicht Gnade statt Gerechtigkeit walten lassen und die Bösen nicht verschonen möchte, bildeten den Inhalt seiner Gebete, in denen es auch an Anspielungen auf die Verlorenen, auf Satan und die ewige Verdammnis nicht fehlte.

Mr. Strj setzte sich in einen Lehnstuhl, während Mr. Meek vor einer großen Bibel, die vor ihm auf einem Pulte lag, Platz genommen hatte. Er lächelte der Galerie oben und den Bänken unten zu, nannte sodann ein Lied, das er erst Vers für Vers vorlas, bevor es die Gemeinde sang.

Während die Gemeinde sich erhoben hatte, um das Lied zu singen, blieb der in Lumpen gekleidete Mann sitzen. Als das Lied zu Ende war, richtete er den Kopf empor und sah sich wohl eine Minute lang um. Dann vergrub er wieder das Haupt in seinen Händen. Er saß dicht unter der Kanzel, und da die große Bibel ihn den Augen Mr. Meeks entzog, wußte dieser nicht, daß ein Fremder anwesend war. Der Geistliche sah nur bekannte Gesichter, Gesichter von Leuten, mit deren Freuden und Leiden er recht gut vertraut war, als er nach Beendigung des Liedes seine volle rechte Hand über seine dicke linke Hand legte und ein Dankgebet begann.

Mr. Strj las ein paar Kapitel aus der Bibel, gab dann der Gemeinde von Zusammenkünften Kenntnis, die im Laufe der nächsten Woche stattfinden sollten; auch nannte er die Zeiten, zu denen Bibelstunden abgehalten werden sollten und machte noch nähere Mitteilungen über ein demnächst abzuhaltendes Missionsfest. Noch ein paarlieder wurden gesungen, noch ein Gebet gesprochen, auf das die Gemeinde mit „Gepriesen sei der Herr“ und Amen antwortete. Dann nannte Mr. Meek einen Text und begann in einem vertraulichen Tone seine Ansprache an die Gemeinde. Mit einem Lächeln im Gesicht beugte er sich über die Kanzel; das Lächeln verschwand jedoch plötzlich, und Mr. Meek lehnte sich wieder zurück. Er hatte den zerklumpte Mann bemerkt, oder richtiger gesagt, er hatte einen zerfetzten Rock, verwildertes Haar und eine so tief gebeugte Gestalt gesehen, daß deren Kopf ihre Kniee berührt haben würde, wenn ihn nicht ein paar schwarze Hände gestützt hätten.

In der nächsten Minute hatte sich der Geistliche von seinem Schreck wieder erholt, und seine Augen auf die Galerie gerichtet, wiederholte er die Worte seines Textes:

„Und als sie sogar Gott nicht, ihm Herzen tragen wollten, verstockte er ihr Gemüt, so daß sie Dinge thaten, die nicht recht waren.“

„Meine lieben Freunde,“ begann der Geistliche. „In der letzten Zeit habe ich über das Wesen der Zweifler nachgedacht. Ich bin überzeugt, und ich weiß es, daß es so ist, daß ein Mensch, der keinen Glauben hat, auch ein Mensch ist, ein Mensch sein muß. Ja, ich muß sogar zugeben, daß ich schon Menschen gefunden habe, die keine Religion bekennen, keinen Glauben besitzen und doch scheinbar ein selbstloses, tugendhaftes Leben führen und allem Anscheine nach gute Väter, Gatten und Bürger sind. Ich habe hierfür in der Heiligen Schrift nach einer Erklärung gesucht, denn ich weiß recht gut, daß eine hohe und vollkommene Sittlichkeit nicht möglich ist ohne den Glauben an Gott, daß der Mensch nur erlöst werden kann durch den Glauben an die Erbünde, an die Ausschüttung des heiligen Geistes, an das ewige Leben und die ewige Verdammnis und an die andern Lehren der christlichen Religion. Und auf meine Fragen bin ich mit einer Antwort begnadet worden, und ich habe herausgefunden, daß man die Zweifler nicht als einzelne Individuen betrachten darf. In der Geschichte der Völker müssen wir das Schicksal der Ungläubigen lesen. Der einzelne Mensch mag ja ganz gut erscheinen, wenn man ihn allein, von seinen Genossen losgelöst, betrachtet, aber in ihrem Volke werden die Ungläubigen zu einer Macht, sie zeigen sich dann in ihrer wahren Gestalt als Trunkenbolde, Gottesleugner, Leute mit verstocktem Gemüt, die solche Dinge thun, die nicht recht sind. Ohne Glauben

an Gott und das ewige Leben ist ein Mensch der echten Religiosität unfähig; dem Scheine nach mag er sie ja besitzen, aber trauet nicht dem Scheine. Die Stärke aller Moral liegt in Gott; einem Volke, das keinen Gott hat, geht es ganz gewiß so wie Sodom und Gomorrha, ja, meine lieben Freunde, wie Sodom und Gomorrha. Um einen Beweis hierfür zu haben, braucht Ihr nur um Euch zu blicken. Sehet auf England, welch hohen Platz es unter den Völkern der Erde einnimmt, sehet, wie unser geliebtes Vaterland seiner Macht wegen gerühmt, seines Wohlstandes wegen geehrt und um seiner großen Besitzungen wegen beneidet wird. Unsere Fürsten sind in Purpur gekleidet. Unsere Königin herrscht über ein Reich, in dem die Sonne niemals untergeht. Sie ist Kaiserin von Indien, Beschützerin von Birma, Aegyptens Wohlthäterin und Königin-Mutter der Kolonien. Und alles dies ist uns gegeben worden, weil wir ein gottesfürchtiges Volk sind. Gottes Auge ruht mit Wohlgefallen auf uns, weil Sonntag für Sonntag unsere Danksgesungen und Lobpreisungen als Weihrauch zu ihm aufsteigen. Deswegen begnadet er uns mit seinem Segen. Er füllt unsere Speicher mit Korn und Wein. Er . . .“

„Herr“, fragte eine Stimme, „haben Sie schon einmal in Ihrem Leben Hunger gehabt?“

Es war der zerklumpte Mann, der diese Frage stellte. Er war aufgestanden, so daß Mr. Meek ihn sehen konnte, und seine roten, entzündeten Augen hefteten sich auf das selbstzufriedene Antlitz des Geistlichen. Seine Stimme klang tief und rau; Rusik lag nicht drin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

48]

Roman von E. Viebig.

(Schluß.)

„Oh, Fräulein Elisabeth?“ Die alte Frau hatte die Hände der jungen ergriffen. „Sie haben ein rechtes Geschenk vom lieben Gott bekommen. Sie müssen glücklich sein!“ — — —

Ein rechtes Geschenk — glücklich sein! Das ging Elisabeth durch den Kopf, als sie spät abends am Bettchen des Kindes stand. Nie war ihr der kleine Knabe lieblicher erschienen. Sie fühlte sich frei und leicht, das Blut floß ihr rasch durch die Adern mit einem warmen, starken Erguß. „Die kennt uns, die hat ein Herz für uns!“ Immer wieder tönten ihr diese Worte in den Ohren und sie fühlte ein freudiges Herzklopfen, eine glückliche Erregung! Sich freuen mit den Fröhlichen, weinen mit den Weinenden, ja das konnte sie!

Von raschem Impuls getrieben, umschlang sie ihren Mann. „Ich will weiter nichts!“ sagte sie hastig. „Und wenn mich auch niemand sonst kennt, ein paar Herzen nur, vor allem Dein Herz! Und eine Kunst hab ich doch auch,“ setzte sie hinzu und hob stolz den Kopf. „Ich habe sie doch!“

„Bravo!“ sagte er und zog sie an's Fenster; sie sprachen leise, um das Kind nicht zu stören, es klang wie das Geflüster von Liebenden. „Dein Stern!“ Er wies hinauf zum Himmel — da stand der Abendstern, größer als alle anderen, funkelnd im blauen Licht — „der steht unwandelbar, der vergeht nicht!“

Sommertage, Sonnentage waren dahingegangen. Schon wehen weiße Fäden immer dichter über die leeren Felder, schon sind die Morgen und Abende kühl, in den Nächten thut es wohl, sich warm aneinander zu schmiegen. Die Früchte in den Gärten locken; frohend von Saft, schwellend von Reife hängen sie an den Bäumen, man braucht nur leise daran zu rühren, so fallen sie einem in den Schoß. Das ist die köstlichste Zeit des Jahres. Kein schmachtendes Frühlingsehnen, keine ermattende Sonnenglut — nein, herblich gesunde Frische, und doch noch kein Vergehen. Alles ist reif, voll, gesättigt von freudigem Genießen.

„Jetzt verlassen wir all das!“ hatte Elisabeth gesagt, als sie am letzten Abend über die Heide schritten, Hand in Hand. Mit einem großen Blick sah sie sich weit um; mit geöffnetem Mund, mit zitternden Nasenflügeln sog sie den herben Duft ein, ihr glänzender Blick wurde feucht. „Wie der Wind geht,“ murmelte sie. „Wie das riecht, riecht — ha, so köstlich!“ Sie breitete die Arme aus und sprang auf die kleine Erhöhung mitten im vollblühenden Heidekraut. Hier sah sie noch weiter, hier blähte der Wind ihre Kleider und blies sie durch und durch. Sie stieß einen Schrei des

Entzückens aus. „Siehst Du, Wilhelm, wie schön das alles ist? Man muß es lieben, man kann es garnicht genug lieben. O du mein Land, du meine Heimat!“ Noch weiter breitete sie die Arme aus und drückte sie dann mit einer inbrünstigen Gebärde an die Brust.

Er trat zu ihr und, ihr in die feuchten Augen sehend, fragte er: „Wird es Dir schwer, die Heimat zu verlassen, Elisabeth?“

„Nein! Meine Heimat ist nur bei Dir, das fühle ich wohl. Und ich nehme ja all das mit“ — ihre Linke faßte seine Hand, mit der Rechten wies sie weit in die Runde — „alles!“ Sie hatte eingeatmet so tief, so stark, als sollte die Heimatluft ihr die Brust füllen bis zum Rand, bis zum Ueberfließen.

Und nun saßen sie in der Eisenbahn, noch wenige Stunden und die große Stadt, das ungeheure Häusermeer, das gierige, nicht rastende Ungetüm, das Chaos von Menschen und Schiffen war erreicht.

Der Abschied war überstanden. Wie bei der Ankunft, so waren auch heute morgen die Leute auf die Dorfstraße geeilt; weinend hatte die Lindnerin den prächtigen Afterstrauß in den Wagen gereicht und ein Körbchen rotwangiger Äpfel für ihren Liebling. Immer wieder küßte sie ihn.

„Wir kommen wieder,“ hatte Elisabeth gesagt und der Weinenden die Hand gedrückt. „Wir kommen wieder im nächsten Jahr, gewiß! Wir kommen immer, wenn wir müde sind. Das Kind soll Dich nicht vergessen, wie ich Dich nicht vergessen werde, Euch alle nicht — das alles nicht!“

„Auf's Wiedersehen!“ hatten die Leute treuherzig gerufen. „Auf Wiedersehen!“ sagte dankbar Elisabeth. Sie war weich und doch froh bewegt, sie fühlte ihr Herz stark und doch gleichmäßig pochen; ihre Wangen waren rot und gebräunt, ihre Gestalt von kräftiger Frauenfülle. Das war wieder der sonore Klang des Organs; das Lachen war nicht mehr so sorglos übermütig, es war zum Lächeln geworden.

Auf der Bahystation angekommen, war sie unangemeldet in des alten Mannhardt Doktorstube getreten und hatte ihren Mann an der Hand nachgezogen.

„Alle Wetter, Elisabeth!“ Der weißhaarige Mann sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm umposterte. „Mädell! Frauchen!“ Und dann schloß er sie in die Arme. Das war noch die alte väterliche Freundschaft, gemischt mit einem leisen Respekt. „Was ist aus Dir geworden, mein Kind“, sagte er achtungsvoll, „eine Dichterin und“ — er sah Ebel mit dem klugen Blick der ungetriebnen Augen scharf an, dann schüttelte er ihm herzlich die Hand — „eine glückliche Frau! Ich weiß alles!“ sagte er und nickte Elisabeth zu. „Da“ — er wies auf ein Bücherregal an der Wand — „da stehen Deine Bücher. Ich habe Dich immer begleitet. Und jetzt“ — er klopfte ihr die Wange, wie er es dem Mädchen so oft gethan — „jetzt sehe ich Dich und jetzt freue ich mich!“

Es war eine schöne Stunde gewesen, voll gegenseitiger Freude; als der Doktor Elisabeth ins Coupé half, gab er ihr einen herzhaften Kuß. „Eigentlich müßte ich Dir böse sein, daß Du Dich so lange nicht um mich gekümmert hast, aber weißst du, ich habe Dich doch lieb behalten.“

Die Lokomotive stieß den Dampf aus. „Aufgepaßt, ab Berlin!“ schrie der Schaffner.

Der Alte sprang zurück, riß den Hut vom flatternden weißen Haar und schwenkte ihn kräftig.

„Hallo! Nach Deine Sache gut! Lebe wohl, Elisabeth Reinhard!“

Ein schriller Pfiff — fort geht's mit Säusen und Dampf und Funkensprühen. Die blauen Wälder bleiben weit zurück, die rote Erde und die stillen Felder. Eine Wolke von Rauch stößt der Schornstein aus, die Lokomotive puffet und schnaubt und stöhnt — neue Kohlen wirft der Heizer in die Glut, der Rauch wird dichter, schwarz steigt er in die klare Luft — immer heißer, immer rascher, immer stürmischer — fort, fort aus der Stille in die Welt!

Berlin — Berlin —! Da tauchen die Vororte auf, rastlos fliegt der Zug vorbei — da Wasserwerke und Gasrotunden — da Fabriken und Magazine — da Kohlenplätze und Lagerspeicher — da fließt die Spree, beladene Rähne schleppen Holz, Steine, Früchte. Da sind noch Acker, mit Gemüsen und Kartoffeln bestellt — unzählige Vorposten, ins Feld gerückt, um herbeizuschaffen, um herzustellen, um einzuheimen für das große, gefräßige Ungeheuer.

Die Geleise werden breiter — hierhin, dorthin — sie sind

nicht mehr zu zählen. Eine Riesenstraße führt hinein in den RiesenSchlund. Die Wagen rollen rascher, eiliger drehen sich die Räder, die Achsen werden heiß; die Menschen können es kaum mehr erwarten. Sie werden dahingerissen, immer näher, näher.

Schon sinkt die Wolke von Staub und Dunst und Qualm, fahrträglich, durchschwelkt von Laternen und Schloten und Lichtern. Es ist dunkel, aber keine Kühlung weht; da arbeiten Millionen von Lungen und stoßen den Atem aus — kein Feierabend. Da rühren sich noch unzählige Hände. Keine Ruhe, keine Rast — Berlin, Berlin!

Elisabeth stand am Fenster, vom Arm ihres Mannes umschlungen.

„Berlin!“ sagte Ebel und wies hinaus. Da streckten sich die ersten Häuserreihen, riesenhoch und riesenlang, Fäden eines ungeheureren Netzes, Arme eines Polypen, der festhält und umklammert.

„Berlin!“ sagte sie leise und lehnte sich fester an ihn.

„Fürchtest Du Dich?“

„Oh nein!“ In kräftiger Entschlossenheit richtete sie sich hoch auf und drückte seine Hand. „Mein geliebter Mann, warum soll ich mich fürchten? Vor der Welt?“ Lächelnd schüttelte sie den Kopf.

„Ich ringe ja nicht mehr nach Erfolg und Ruhm. Jetzt weiß ich's — Befreiung und Frieden — das ist die Kunst!“

Kleines Heuilleton.

— Internationale Tiefseeforschung. Das Resultat der Verhandlungen der von Vertretern aus Deutschland, England, Rußland, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Norwegen beschiedenen internationalen Tiefseekonferenz (vulgo Fischereikonferenz), die zur Ausarbeitung eines Vorschlages für gemeinsame Untersuchungen im Eismeer, in der Nord- und Ostsee vom 15. bis 23. Juni in Stockholm tagte, liegt nunmehr im Druck vor. Die in Vorschlag getragenen Maßnahmen verfolgen zunächst wissenschaftliche Zwecke, werden aber auch durch das von der Konferenz befürwortete systematische Studium der Lebensweise und der Existenzbedingungen der Fische eine wirtschaftliche Bedeutung gewinnen. Die von der Konferenz vorgeschlagenen genauen Beobachtungen, die die Fische vom Larvenstadium bis zur vollkommenen Entwicklung verfolgen sollen, werden alle Verhältnisse mit in Betracht ziehen, die in wissenschaftlicher Beziehung die Beurteilung des Lebens der Fische beeinflussen können. Ihre sogen. Lokalformen, Wanderungen, Lebensverhältnisse etc. werden einem eingehenden Studium unterzogen werden. Ebenfalls sollen die natürlichen Feinde jeder Fischart, sowie die Ursache des periodischen Wechsels, ihre Existenz, Menge, Größe u. dergl. ermittelt werden. Zu diesem Zweck hat die Konferenz vorgeschlagen, in den verschiedenen Fanggebieten sogenannte Versuchsfischereien zu errichten und über das Resultat eine genaue Fangstatistik aufzustellen. Außerdem wird die Anlegung einer allgemeinen Statistik über den Zotalfang nach Anzahl, Gewicht und Wert, über die Zahl der Fangschiffe und Fanggerätschaften sowie über die Zahl der mit Hochseefischerei beschäftigten Personen vorgeschlagen. Noch wichtiger als diese Vorschläge dürfte jedoch die beabsichtigte Herstellung einer Fischereilarte sein. Die Konferenz stellt schließlich die Errichtung eines aus Vertretern der interessierten Staaten bestehenden Centralbureaus anheim, das die Resultate der künftigen Untersuchungen sammelt und veröffentlichten soll. Jeder Staat soll zwei Vertreter ansetzen, und der Sitz des Bureaus durch die kontrollierenden Staaten festgesetzt werden. Die Kosten werden auf jährlich 90 000 M. veranschlagt; davon sollen Deutschland, England und Rußland je 25 000 M., die übrigen Staaten je 6000 M. zahlen. Sollten sich Frankreich und Belgien anschließen, würden sich die Jahresbeiträge etwas anders stellen. Die Meeres-Untersuchungen werden eventuell am 1. Mai 1901 begonnen und zehn Jahre lang fortgeführt werden.

io. Von der Verbreitung der Tuberkulose unter Tieren erhält man eine Vorstellung durch die Beobachtungen, die in den Gärten der Londoner Zoologischen Gesellschaft gemacht worden sind und von Dr. Hutchinjon auf der letzten Versammlung zur Sprache gebracht wurden. Von 215 Tierexhibitionen, die in dem letztvergangenen Halbjahr durch den Professor der Gesellschaft vorgenommen wurden, ergaben 49 oder 23 Proz. die Gegenwart von tuberkulösen Erscheinungen; es handelte sich dabei ausschließlich um Säugetiere und Vögel. Das Vorkommen der Tuberkulose zeigte sich am häufigsten bei Wiederkäuern und Hühnervögeln, am seltensten bei den Raubtieren unter den Säugetieren, sowie bei den Raubvögeln. Die Rassen- oder Familienghörigkeit schien die Empfänglichkeit für die Krankheit wenig zu beeinflussen, auch die Art der Unterkunft der einzelnen Tiere schien nur wenig zu bedeuten. Dagegen waren Nahrung und Ernährungsgevoohnheiten wohl von Wichtigkeit für den Erwerb der Tuberkulose. Nebenbei wurde durch die Besunde der Schlüß nahe gelegt, daß sowohl bei den Säugetieren wie bei den Vögeln ein Zusammenhang zwischen der relativen Größe des Herzens und der Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose besteht.

Volkstunde.

— **Russischer Aberglauben.** Im Esamaraschen Gouvernement herrschte unlängst durch längere Zeit große Hitze bei völliger Regenlosigkeit. Nur tauchte, wie man der „N. S. Ztg.“ schreibt, in einem Dorfe im Wugulmaschen Kreise das Gerücht auf, der Leichnam einer jüngst verstorbenen und bestatteten Bäuerin habe sich im Sarge umgedreht. Das Gerücht fand allgemeinen Glauben. Von den Leuten wurde dieses ungewöhnliche Ereignis als Ursache der Dürre angesehen, und es galt nun, dem Uebel abzuhelfen. Die alsbald einberufene Gemeindeversammlung faßte einstimmig den Beschluß, den Mann der Verstorbenen zu veranlassen, das Grab aufzugraben und die Leiche in die alte Lage zu bringen. Dann, kalkulierte die Leute, würde das ersuchte Regenwetter eintreten. Der Witwer weigerte sich, die ihm zugehörige Prozedur vorzunehmen, und kurz entschlossen begab sich die ganze versammelte Gemeinde auf den Kirchhof und machte sich an das Aufgraben des Grabes. Groß war das Erstaunen, als man beim Öffnen des Sarges die Leiche in der Lage fand, wie sie in den Sarg gelegt worden war, aber noch erstaunter waren die Leute, als das Gerücht im Dorfe erschien und eine Untersuchung einleitete. In einem anderen Dorfe desselben Kreises gruben ebenfalls Bauern das Grab eines kürzlich verstorbenen Dorfbewohners auf und begossen die Leiche mit Wasser, was nach ihrer Meinung das beste Mittel sei, den Regen hervorzurufen. Auch hier kam es nicht zum Regen, sondern zur Verantwortung vor Gericht. —

Aus dem Tierleben.

— **Das Laichen unserer Küstenheringe.** konnte von dem Ober-Fischmeister Hinkelmann gelegentlich der Entdeckung des Herings-Laichplatzes im Nord-Ostsee-Kanal unter Kilometer 75 zwischen Sebestedt und Rendsburg aus unmittelbarer Nähe beobachtet werden. Während die Beobachtung des Laichgeschäftes auf dem offenen Ocean außerordentliche Schwierigkeiten bereitet, und es bisher nicht gelungen ist, den Hering im Aquarium zum Laichen zu bringen, gestalteten sich hier die Beobachtungsverhältnisse äußerst günstig. Das Wasser der Kanalrinne lag unter dem Schutze des hohen Ufers und wurde von der Aprilsonne erwärmt. Die Lage des Laichplatzes wurde zudem durch das in der Nähe herabstürzende Süßwasser des alten Eiderbettes begünstigt, das dem Kanalwasser den für das Laichen erwünschten brackischen Charakter verlieh. Das klare Wasser über dunklem Steingrunde gestaltete ungetrübtes Durchsicht. So konnte der Ober-Fischmeister nun beobachten, wie die leicht zu erkennenden Weibchen dicht an den Pflanzen entlang fuhren und den Laich absetzten, und wie die Männchen über sie hinweg pfeilschnell kreuz und quer dahinschossen. Am Abend und am Morgen war die beste Zeit des Laichens. Eine genaue Untersuchung des Verhältnisses der Männchen und Weibchen zu einander ergab, daß auf 100 Heringe durchschnittlich 46 Männchen kamen, mithin beide Geschlechter in annähernd gleicher Anzahl vertreten waren. —

Naturwissenschaftliches.

— **Meerleuchten.** Der „Zagl. Mundschau“ wird aus Vorkum unterm 18. d. M. geschrieben: Eine eigentümliche Erscheinung, die ich in verflorener Nacht in meinem Schlafzimmer zu beobachten Gelegenheit hatte, dürfte vielleicht dazu angethan sein, zur Lösung der meines Wissens noch immer nicht endgültig gelösten Frage über die Ursache des Meerleuchtens einen Beitrag zu liefern. Ich hatte auf ärztliches Anraten vor dem Schlafengehen ein kaltes Fußbad in Seewasser genommen und die Schlüssel in unmittelbarer Nähe des Bettes stehen lassen. Gegen vier Uhr morgens stand ich auf und stieß aus Versehen ziemlich unfaßt an die Schlüssel, deren Inhalt plötzlich aufleuchtete und zwar ganz in der Art, wie ich das Leuchten des Meeres in heißen Sommernächten an verschiedenen Gestaden beobachtet hatte. Die Erscheinung verschwand im Augenblicke; nur einige stimmernde Pünktchen überdauerten sie hier und da ganz kurz mit zitternder Bewegung. Nach einigen Sekunden wiederholte ich die Bewegung, und siehe da, dieselbe Erscheinung! Nun fuhr ich nach kurzer Pause mit der Hand in das Wasser, das sofort wieder aufleuchtete oder vielmehr aufstimmerte; denn die einzelnen Lichtpünktchen, die sich nach Art gewisser kleiner Wassertiere blühschnell und wirr durcheinander bewegten, teilweise sich auch an dem Rande der Schlüssel festsetzten und dann nach und nach verschwanden, waren ganz deutlich zu unterscheiden. Auch als ich meine Hand in die Wasserlampe mit Süßwasser tauchte, um es dann in die Wasser Schlüssel zu spritzen, wiederholte sich derselbe Vorgang. Bei neuem Umrühren des Meerwassers mit der Hand aber zeigte es sich, daß nach wenigen Sekunden die Erscheinung ganz verschwand. Zu meiner Ueberraschung aber bemerkte ich jetzt an zwei Stellen der Hand leuchtende Pünktchen, die sich lange Zeit in diesem phosphoreszierenden Zustande erhielten und von denen das eine, wahrscheinlich von der Wärme der Hand begünstigt, sich langsam in der anhaftenden Feuchtigkeit fortzubewegen schien. Die größte Ueberraschung aber bot sich mir, als ich mich abermals mit der Hand der Schlüssel näherte und plötzlich am Rande der Wasserschüssel, wo sie die Schlüssel berührte, ein Aufleuchten erblidete, ohne daß ich das Wasser vorher berührt hatte. Dies konnte nur durch eine dem Gesicht oder Gefühl ähnliche Sinneswahrnehmung möglich sein. Daß das erstere der wahren Ursache näher liegt, als das letztere,

scheint mir der Umstand zu verbürgen, daß auch bei langsamem Eintauchen der Hand in das Wasser, wodurch keine Erschütterung desselben möglich war, rund umher einzelne Pünktchen aufschwammen, um alsbald wieder zu verschwinden. Ich füge noch hinzu, daß ich in der Nacht vom 17. zum 18. des großen Sturmes wegen ausnahmsweise bei geschlossenen Fenstern schlafen mußte, wodurch die Temperatur der Zimmerluft und natürlich auch des Wassers beträchtlich erhöht wurde, was zweifellos auch zur Begünstigung der Erscheinung beigetragen hat. Da das Experiment sehr einfach ist, kann es von denjenigen, die sich dafür interessieren oder die auch daran zweifeln sollten, sehr leicht gemacht werden. —

Technisches.

— **en.** Die Telegraphie ohne Draht auf den Hawaii-Inseln. Man kann sich denken, daß es für die Telegraphie ohne Draht nirgend eine näherliegende Verwendung giebt, als auf einer Gruppe zahlreicher und dicht zusammengelegener Inseln. So sollen nun auf den Hawaii-Inseln Versuche mit der neuen Telegraphie gemacht werden, um den Verkehr zwischen den einzelnen Eilanden herzustellen. Selbstverständlich geht die Idee von den Amerikanern, den neuen Besitzern der Inseln, aus, die zu ihrer Ausführung auch bereits eine Gesellschaft begründet haben; auch einiges Material ist bereits hinübergeschickt worden. Ein Mißerfolg ist angeblich ausgeschlossen, da die Meeresarme zwischen den Inseln in keinem Falle breiter sind als der Kanal zwischen England und Frankreich, über den bekanntermaßen Telegraphen ohne Draht bereits erfolgreich geführt worden sind. Nur der Meeresarm zwischen den Inseln Oahu und Kauai hat eine etwas größere Breite, so daß dort die Unwendbarkeit der Telegraphie ohne Draht erst noch durch Versuche bewiesen werden muß. —

Humoristisches.

— **Zweierlei.** „Mama, Geheimrats sind doch viel feiner als wir, die essen nicht Abendbrot, die souperieren — aber auch man Schlachtwurst.“ —

— **Gestillte Sehnsucht.** „Weißt Du auch, Erna, daß ich bestimmte Ausichten habe, Vorsitzender unseres Tennisclubs zu werden?“

„Gott sei Dank! Es war mir längst ein peinliches Gefühl, einen Mann zum Gatten zu haben, der nichts ist.“ —

— **Wie wird Ihnen?** „Moses Friedenauer hat einige Kisten Waren aus Galizien erhalten. Der Inhalt ist aber durch Regen gänzlich zerstört worden. Sofort setzt sich Friedenauer hin und schreibt an die Direktion der Staatsbahnen folgende Zeilen:

Hochlöbliche Direktion!

Endesgefertigter — — hat Waren im Werte von fl. 1500 — (folgt Beschreibung) aus Lemberg erhalten. Diese Waren sind durch Nachlässigkeit der Bahnverwaltung gänzlich zu Grunde gegangen — —; hochlöbliche Direktion! Wie wird Ihnen?

Ergebener
Moses Friedenauer.
(„Simpl.“)

Notizen.

— **„Der Zeuge“**, ein vieraktiges Drama von Max Behold, ist vom Lessing-Theater angenommen worden. Es soll noch in dieser Spielzeit gegeben werden. —

— **„Die Genossin“**, ein dreiaktiges Schauspiel des Engländer Arthur W. Pinero, wird als nächste Novität des Lessing-Theaters in den ersten Tagen des Septembers aufgeführt werden. —

— Die Direktion des Dresdener Hoftheaters hat angeordnet, daß von jetzt an nach den Alltagsstunden höchstens drei, am Schlusse des Stückes höchstens sechs Hervorrufe gestattet sind. Bisher hatte man die mitwirkenden Sänger und Schauspieler bis zu fünfzehn Mal hervorgeufen. —

— Die nächsten Wahrenther Festspiele sollen, nach einer Aeußerung der Frau Cosima Wagner, im Jahre 1901 veranstaltet werden. —

— Die Berliner Oper wird, nach dem „B. Z.“, im Juni 1900 in London gastieren. Das ganze Ensemble, das mit dem gesamten Orchester, Kostümen, Requisiten u. s. w. hinübergeht, soll besonders Wagnerische Opern in der Berliner Einrichtung und einige jüngere deutsche Opern geben. — Etwas bessere Hausiererei. —

— Der Ankauf der Galerie Borghese durch den italienischen Staat ist endlich perfekt geworden. Der Kaufpreis beträgt 3 600 000 Lire, zahlbar zinslos in zehn Jahresraten. —

t. Die goldene Hanbury-Medaille ist in diesem Jahre von der Pharmaceutischen Gesellschaft von Großbritannien dem Chemiker Professor Albert Ladenburg in Breslau für sein Werk über Alkaloide und ihre Derivate zuerkannt worden. —

— Das Lysol, das wegen seines Kreosotgehaltes jetzt häufig zur Desinfektion benutzt wird, ist durchaus nicht ungesund und harmlos. Ein Wiener Arbeiter, der in selbstmörderischer Absicht konzentriertes Lysol trank, ist infolgedessen nach kurzer Zeit gestorben. —